

DER STREICHINSTRUMENTEN- UND KLAVIERBAU IN BERLIN IM 18. UND 19. JAHRHUNDERT

Die Anfänge des Berliner Geigenbaus, wie sie im Musikinstrumenten-Museum durch Saiteninstrumente der Familie Bachmann dokumentiert sind, reichen zeitlich etwas weiter zurück als die des berühmten Blasinstrumentenbaus. Der Berliner Antonius Bachmann (1716–1800) hatte sich bereits mit 30 Jahren Anerkennung als Königlich Preußischer Hofinstrumentenmacher verschafft. Allerdings war sein Ansehen im Vergleich mit italienischen Geigenbauern nicht ganz zu rechtfertigen. Sicher war es ein Problem, im Berlin des 18. Jahrhunderts gutes Holz für den Geigenbau zu bekommen, aber allein sein Bemühen um diesen Zweig des Instrumentenbaus verschaffte ihm eine gewisse privilegierte Stellung. Er gab einige seiner Instrumente als Kopien nach Stradivari aus. Es bestehen jedoch berechnete Zweifel, ob er jemals ein originales Instrument des berühmten italienischen Meisters in den Händen gehabt hat; die technischen Merkmale seiner Instrumente halten einem Vergleich in dieser Richtung nicht Stand. Die Wölbungen der Decken seiner Geigen sind steif und nach den Backen zu abrupt abfallend; das Holz ist zu dick, der Lack stumpf und von nicht gerade ansprechender Farbe. Trotz dieser Mängel werden seine Bratschen (Kat.-Nr. 4278) und Violoncelli (Kat.-Nr. 5161) noch heute wegen ihres starken Tons von Orchestermusikern sehr geschätzt.

Mehrere Erfindungen, die gewöhnlich seinem Sohn Karl Ludwig (1748–1809) zugeschrieben werden, dürfen von ihm herrühren. So baute er z. B. Gitarren mit Hammerklaviatur, die sich nicht durchsetzen konnten. Bis heute hat sich die 1778 bekannt gewordene Erfindung des Schraubenmechanismus am Kopf der Kontrabässe erhalten.

Von 1794 bis 1844 erhielten Berlins Instrumentenmacher Gelegenheit, sich alle ein bis zwei Jahre an den Ausstellungen der Königlich Preussischen Akademie der Künste zu beteiligen. Wenn auch an der Akademie selbst nur die Bildenden Künste gepflegt wurden, so war doch der Zusammenhang zwischen ihr und den höheren Handwerkern enger als heute. Gelang es ihnen über das Durchschnittsmaß hinaus selbständige Leistungen zu erbringen, konnten sie nach dem Statut von 1790 »als akademische Künstler bey der Akademie immatriculirt werden und an einigen Vorrechten der Akademie Anteil nehmen«. Diese Verordnung bot Schutz vor unliebsamer Konkurrenz und Plagiaten, verpflichtete aber zur Abgabe eines Exemplars des von dem »Künstler« selbst erfundenen und verfertigten Stücks an die Akademie der Künste zu Berlin.



Cello, Anton Bachmann, Berlin, 1773, Kat.-Nr. 5161
© MIM, Foto: Antonia Weiße

Ein Blick auf die Teilnehmerlisten der Ausstellungen zeigt, dass nicht alle in Berlin tätigen Instrumentenmacher vertreten waren. Es fehlen die berühmten Blasinstrumentenbauer aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter ihnen Griessling und Schlott sowie Moritz. Die Geigenindustrie der preussischen Hauptstadt war ja, wie bereits erwähnt, sehr unbedeutend. Dagegen geben die Ausstellungen einen guten Einblick in die Entwicklung der damaligen Modeinstrumente: Gitarre und Klavier. Auf diesen Ausstellungen fanden die Kämpfe zwischen Clavichord, Tafelklavier, Flügel, Pyramiden- und Lyra-klavier in allen Modifikationen statt, bis zum Sieg des Pianinos. In den Jahren 1804 und 1806 stellte der Klavierbauer Johann Gottlieb Conrad seine Instrumente den Berlinern vor. Unser aus seiner Werkstatt stammendes Clavichord (Kat.-Nr. 4001) ist aus dem Besitz des deutschen Musikwissenschaftlers Georg Schünemann als erstes Instrument nach dem Zweiten Weltkrieg angekauft worden. Es ist schlicht gehalten und ganz der Tradition des ausgehenden 18. Jahrhunderts verpflichtet, in der das Clavichord als »Klavier« seine Blütezeit erlebte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat endgültig das Pianoforte seinen Siegeszug angetreten und das Cembalo wie auch das Clavichord verdrängt. Nicht zuletzt aus Gründen





Clavichord, Johann Gottlieb Conrad, Berlin, 1795/1805,
Kat.-Nr. 4001 © MIM, Foto: Antonia Weiße

der in den aufstrebenden Städten immer stärker werdenden Raumnot in den Wohnungen, setzten um 1800 Versuche ein, aufrechte Klaviere zu bauen. Die Klavierbauer griffen auf eine Idee des 18. Jahrhunderts zurück, die bereits um 1750 in mitteldeutschen Werkstätten zur Konstruktion eines sog. Pyramiden-Flügels geführt hatte. Jetzt variierten die Instrumentenmacher die Idee und bauten Pyramiden-, Schrank-, Giraffen- und Lyraklaviere. Die Lyra als Ornament erlebte durch das Werk der Architekten Charles Percier und Pierre Fontaine (1801) eine ungeahnte Renaissance. Man erinnerte sich an Erscheinungsbilder des antiken Imperatorentums, wie es sich nach Meinung der Zeitgenossen durch Napoleon neu belebt hatte, und überzog die Innenausstattungen mit Palmetten, Füllhörnern, Urnenvasen, Sphinxen, Greifen, vor allem aber mit Lyren. Was Wunder, dass das modische Ornament auch auf den Instrumentenbau übergriff. Für die vornehmen Damen der Gesellschaft konstruierte J.G.Thielemann Gitarren in Lyraform (Kat.-Nr.4677); Johann Christian Schleip, der vermutlich 1816 aus Thüringen nach Berlin übersiedelte, stellte auf der Ausstellung der Akademie bereits 1820 ein Lyraklavir vor. Auch wenn sich diese Instrumentenform nicht über die Mitte des Jahrhunderts halten konnte, als Rahmen für die Pedalbefestigung der Flügel des 20. Jahrhunderts hat die Lyra überlebt.

Unübersehbar ist die Zahl der in dieser Zeit in Berlin gegründeten Klavierbauunternehmen: unter ihnen Heinrich Kisting, Theodor Stöcker und auch Wilhelm Biese (1822–1902). Biese wurde 1851 nach Lehrjahren bei Kisting und Stöcker mit einer eigenen Firma in Berlin ansässig. Bereits 1878 baute er das 10.000ste Instrument, 1902 war die Produktion bereits mehr als verdoppelt. 20.500 Instrumente waren zu diesem Zeitpunkt in seinem Betrieb fertiggestellt worden. Unser Pianino (Kat.-Nr.4971) wurde am 13. Januar 1863 vollendet. Es ist das 1.000ste Instrument und besonders kunstvoll, dem damaligen Geschmack entsprechend, mit Schnitzwerk versehen.

Zur gleichen Zeit gelang es auch einigen Berliner Geigenbauern, international durch die Qualität ihrer

Arbeiten auf sich aufmerksam zu machen. Zu ihnen gehörte von 1872 an der aus Hannover stammende August Riechers (1836–1893). Joseph Joachim holte ihn nach Berlin. Riechers war Sohn eines Musikers und beschäftigte sich schon früh mit dem Ausbessern alter Geigen. Gegen seinen Willen begann er eine Klavierbauerlehre, die er aber bald abbrach. Er ging nach Markneukirchen, dem Zentrum des mitteldeutschen Geigenbaus, wo er bei angesehenen Meistern eine gründliche Ausbildung erfuhr. Nach der Gründung seiner eigenen Werkstatt arbeitete er fast ausschließlich nach Modellen von Stradivari. Dabei stellte er immer wieder eigene Versuche an die Bauweise zu verändern. Ausdruck davon sind z.B. unterschiedliche Holzstärken. So sind die ersten Geigen oft zu dick im Holz, die letzten zu dünn. Unter Kennern hatten jedoch alle seine Geigen einen guten Ruf, da seine Arbeiten sehr sorgfältig ausgeführt waren. Über 1.600 Geigen hat er gebaut. Es gab zu der Zeit wohl kaum einen anderen Geigenmacher, der mehr italienische Meisterinstrumente repariert hat als er. Darunter sollen mindestens 300 »echte Stradivari-Geigen« gewesen sein. Riechers gab eine Schrift *Die Geige und ihr Bau* (4. Auflage 1912) heraus. Auch als Bogenmacher war er angesehen.

Diese zu einigem Ansehen gelangte Tradition des Berliner Geigenbaus wurde bis weit in das 20. Jahrhundert hinein durch die Kunst Otto Möckels fortgesetzt. Er war einer der bedeutendsten Geigenbauer der Zeit. 1869 in Berlin geboren, wurde er nach Beendigung der Schulzeit von seinem Vater Oswald Möckel in die Kunst des Geigenbaus eingeführt. Außerdem war er Schüler des berühmten Cellisten Heinrich Grünfeld. Nach kurzer Gesellenzeit in London wurde er Mitarbeiter in der Werkstatt seines Vaters. Im Jahre 1906 trennte er sich vom Geschäft des Vaters und gründete eine eigene Werkstatt, die nach seinem Tode 1937 von seinem Mitarbeiter Curt Jung noch bis 1961 weitergeführt wurde. Das Werk Möckels umfasst 500 bis 600 Instrumente, von denen manche in die Hände berühmter Geiger gelangt sind. Möckel betätigte sich auch als Forscher. 1930 veröffentlichte er eine Aufsatzsammlung mit dem Titel *Die Kunst des Geigenbaues*. Diese verdankt ihre Entstehung in ihren wesentlichen Teilen Möckels eigener Erfahrung. Das Buch wurde zum Standardwerk, das in Neuauflagen 1954 und 1967 von Fritz Winckel überarbeitet und um Beschreibungen moderner Fertigungsmethoden erweitert wurde. Das Museum besitzt von Möckel drei Instrumente: eine Violine (Kat.-Nr.4947), eine Viola d'amore (Kat.-Nr.4525), die von seinem Mitarbeiter Curt Jung mitgestaltet wurde, und eine zu einer Armviola umgebaute Viola d'amore (Kat.-Nr.4527).